

und Friedrichstraße. Hier kreierte Richard Columbus die neueste Lehár-Oper. Und, last not least, hier lockt das Konzerthaus Clou.

Ich weiß nicht, ob Charlie Chaplin bei seinem letzten Berliner Besuch im Clou war. Wenn nicht, hat er etwas sehr Berlinisches versäumt. Das Typische an diesem Konzertvergnügen ist ihr ausgesprochen familiärer Charakter. Die Lebewelt von Kleinbürgern, die sich hier zwecks Besichtigung tanzender Mädchen verabredet, kommt mit Onkel, Tante, Kind und Kegel angezockelt. Man trinkt Bier oder Schorle, an bevorzugten Tischen mit Büchsensticht erträglichen Flaschenwein, man sitzt in einem Riesenraum voller Girlanden, mit Poelzig-Säulen, indirektem Licht und dem schwer definierbaren Charakter jener enormen Hippodroms, wie sie, um einiges vulgärer, St. Pauli besitzt.

Hier wird, vor dem eigentlichen Kabarett- und Tanzprogramm, gelegentlich seriöse Musik gemacht. Und zwar ganz richtig, mit Stillesein, Applaus, gedrucktem Programm und so. Eine eigentümliche Sorte von Kompositionen ist das: Charakterstücke, Salonmusiken, mißverständener Schumann, Ouvertüren zu nicht existierenden Opern, Schlager von anno Tobak, Fantasien über das Thema B-A-C-H, Potpourris, preisgekrönte Märsche. Dinge zwischen zwei Stühlen, für Furtwängler nicht fein, für den Jahrmarkt nicht banal genug. Fast alles sehr ernst gemeint, oft tragisch, aber so, wie Operetten tragisch sind: ohne Größe, ohne Erschütterung. Sachen, die handwerklich vor 25 Jahren als zur Avantgarde gehörig wirken mußten. Damals, als Richard Strauß die Bürgerseelen vor den Kopf stieß, hat sich Herr Yoshitomo oder Herr Schmalstich gewiß nicht träumen lassen, daß dieses Opus einst vor Biertrinkenden gespielt würde.

Aber Radox, dessen Lobsprüche mich veranlaßten hinzugehen, hat ganz recht, wenn er sagt: „Besser Familie Piesicke vor sechs Töpfen Bier als ein Ästhet auf dem Opernfreiplatz.“ Die Gebrauchsmusik, von der wir soviel reden, existiert ja längst; es kommt nur darauf an, ihre Qualitäten zu modernisieren. Das Clou-Programm hält etwa beim Standard von 1900—1910, vielleicht will es das Publikum nicht moderner. Und doch: wie rasch verlieren Kunstkünste ihre Schrecken! Ist es vorstellbar, daß vor zwanzig Jahren ein Bierpublikum Ganztonleitern protestlos hingenommen hätte? Vielleicht spielt man anno 1960 im Konzerthaus Clou Werke von Schönberg-Adepten.

Ganz schön wirds dann hinterher. Der Schwof beginnt, zwar in modernen Rhythmen (die ja bei Walterchen an der Jannowitzbrücke und bei Lestmann am Stettiner Bahnhof und im „Witwenclub Tugendrose“ verboten sind), doch bieder und romantisch in der Gesinnung. Kommis schwingen ihre Bräute, dicke Metzgermeister chassieren Tango, und alle Nutten sehen aus, als ob sie Greta hießen.

Unter den Attraktionen schießt der Mondscheinwalzer mit Schneegestöber den Vogel ab. Er wird durch Megaphone und dynamische Lautsprecher angesagt, die Kapelle intoniert den Donauwalzer, wechselndes Farblicht wird eingeschaltet, die Tanzfläche füllt sich mit Menschen. Plötzlich öffnet sich der Plafond, aus den Öffnungen quellen Massen papiernen Schnees, der sich auf die Tanzenden senkt. In ihm versteckt ein paar Dutzend Silberpapiertaler, nach denen johlend, torkelnd die Weiber haschen, um nachher an der Kasse wertlose Mokkatassen oder Bade-seife dagegen einzutauschen. — Kann die Jagd nach dem Glück auf harmlosere und dabei symbolischere Art dargestellt werden?